

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 21. December 1820.

153

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertheils um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer vierteljährig um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 237) und bey H. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Zentgraf und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Teutonia.

Den 19. October, 1820.

Am Tage, an dem die Leiche des verewigten k. k. Feldmarschalls Fürsten
Karl von Schwarzenberg auf dem Schlachtfelde zu Leipzig
eingesegnet ward.

Von Dr. A. Weissenbach *), k. k. Rathe.

Was seh' ich im Cheruskerlande!
Versammelt sich der Heldenzug
Zur Feyer an der Pleiße Strände
Am Tage, der mein Joch zerschlug?
Doch lautlos schreiten sie, erschrocken;
Wehklauend ruft der Schall der Glocken
Das Unglück in das Land hinaus,
In langen Reihen zieht die Menge!
So schart der Schmerz nur das Gedränge
Der Kinder in dem Waisenhaus!

Die Jubelfeuer auf den Bergen,
Ach! löst die Trauerfackel ab,
Die, düsterflackernd, nur den Särgen
Hinunterleuchtet in das Grab!

*) Diese Grabblume kommt freylich etwas spät; aber eine Ewigkeit wie diese, die sie feyert, ist ja nicht unter die Bedingungen der Zeit gestellt. Auch wollte der Dichter mit seiner schmucklosen Blume die Gefänge der Geweihten erwarten, die ein solcher Stern an dem ewigen Himmel unsers Vaterlandes wohl nicht unangeregt lassen kann. Allein ihm ist bis jetzt kein Laut eines solchen Schmerzensrufs aus einer dichterisch begeisterten Brust vor das Gehör, keine Sylbe vor das Gesicht gekommen! — und so mag es, wenn die Nachtigallen nicht ziehen, dem einsamen Spatz erlaubt seyn, das Lied seiner Schmerzen aus dem stillen Geflüste des Felsenlandes dem ewigen Gestirne zuzusenden. (Anmerkung des Verfassers.)

Der Tag wird Nacht, die Sterne bleichen,
 Es greift in meine Himmelszeichen,
 Die unsichtbare Hand hinein,
 Und reißt mir, wie der Both der Behme
 Stillfurchtbar, aus dem Diademe
 Vom Haupt mein herrlichstes Gestein!

Ist, Himmel! das Verhängniß wieder,
 Ist noch einmahl der Drache da?
 Ach! eine Bahre senkt sich nieder!
 Der D'rinnen schläft — ich kenn' ihn ja!
 Das ist der Stab, der noch die Spalten
 Des Völkerhauses fest gehalten
 Zum Wehr aus e i n e m Erz und Guß,
 Das ist das Schwert, das in den Tagen
 Mich aus der Knechtschaft frey geschlagen,
 In denen es entsinken muß!

Und dorten auf dem schwarzen Tuche,
 Das ist das alte Wapenmahl,
 Das Blatt aus meinem Heldenbuche
 Und aus des Kaisers Bildersaal,
 Und ein Geschlecht und einen Rahmen,
 Und einen Stammbaum faßt der Rahmen,
 Auf den Europa's Schild gefußt,
 Der mit den frischen Lorberzweigen
 Hinauf reicht zu den Sternenreigen,
 Hinein in jede deutsche Brust!

Doch trug er noch ein höher Zeichen,
 Des Lebens göttlichstes Gebild!
 Dem müssen weit die andern weichen:
 Der Stab, das Schwert, das Wapenschild!
 Die alle hat auch der getragen,
 Den hier das Seinige geschlagen;
 Ach, jener hat in Blut und Schmerz
 Von einer Welt sich groß gemessen;
 Der hat das Größte still besessen
 In seiner Brust — das war sein Herz!

Dies Herz, es ward von Gottes Gnaden
 Gesenkt in diese blut'ge Zeit,
 Sie still der Donner zu entladen,
 Und in dem ungeheuren Streit
 Den schrecklichsten von allen Schrecken:
 Den Leu des Zwistes nicht zu wecken;
 Mit ganz Europa's Heer und Kraft
 Entzwey die Weltherrschaft zu schlagen,
 Und nicht die Schlange aufzujagen,
 Die unter Lorbe'rn schleicht und schläft!

Das war sein Herz, herabbeschieden
 Von oben, in den Völkerkrieg
 Hineinzutragen seinen Frieden, —
 Die deutsche Demuth aus dem Sieg!
 Die Sonne war dieß Herz geworden,
 Der alle Heere, Herrscher, Orden,
 Europa, wie ein Sternensflug,
 Vertrau'nd, verherrlichend umzogen;
 Die in den Sturm den Regenbogen
 Des Himmels: die Versöhnung, trug!

Dieß Herz — o laßt den Sarg mich lüften,
 Eh' er in seine Heimath geht,
 Sich dort die Ewigkeit zu stiften,
 Die in den Fahnen Östreichs weht!
 Noch einmahl laßt die Brust mich schauen,
 Mit meinen Thränen sie bethauen,
 Aufglühen sie an meinem Schmerz,
 Daß ich heraus die Pulse nehme!
 Der Ewigkeit im Diademe
 Von Deutschland auch gehört dieß Herz!

T r e u e L i e b e .

(Zur Preisbewerbung.)

(Fortsetzung.)

Allwine, die nie lärmende, geräuschvolle Zerstreungen liebte, hatte sich seit einiger Zeit gänzlich aus großen Zirkeln zurückgezogen, und konnte das nun auch ganz gut, ohne Camillo zu beleidigen, denn dieser vermiffte ihre Nähe nicht mehr, wie in der ersten Zeit ihrer Ehe; die Arme ahnete daher nicht, was um sie her vorging, und als endlich Camillo's Außeres die Kämpfe zeigte, die in ihm tobten, als er stets zerstreuter, mißmuthiger und kälter gegen Allwine wurde, da fing diese an ihn für krank zu halten, und verdoppelte ihre zärtliche Aufmerksamkeit für ihren Gatten, der längst das Bild einer anderen in seinem Herzen trug, und dem sie durch diese Hingebung nur immer noch lästiger wurde. Lauretta triumphirte im Stillen, daß sie ihren Plan so wohl gelingen sah; sie liebte Camillo nicht, darum konnte sie ihn mit so vieler Ruhe verfolgen. Nun fing dieser wirklich an krank zu werden, er genoß nichts und wankte wie ein Schatten umher. Allwine schrieb an ihre Pflegemutter und äußerte dieser ihre Besorgnisse wegen der Gesundheitsumstände ihres Gatten; weit entfernt die Wahrheit zu ahnen, glaubte sie noch stets, es sey sein körperliches Leiden, was ihn so sehr mürrisch gegen sie mache. Die Antwort von Frau von Waldburg enthielt eine dringende Einladung, auf einige Wochen zu ihr zu kommen. Camillo, der entfernt

von dem Gegenstand, der ihn so unmenschlich behandelte, vielleicht Genesung von seiner Krankheit hoffen mochte, willigte in die Reise ein, und in wenig Tagen wollte er und Allwine die Residenz verlassen. Das gehörte nicht in Laurettens Plan; so konnte sie ihn nicht entlassen, denn, entließ sie ihn ohne Hoffnung, wie leicht konnte er nicht entfernt von ihr, von seiner Liebeskrankheit genesen. Camillo war unentschlossen, ob er die Gräfinn noch einmal vor seiner Abreise besuchen sollte; endlich geschah es in Gesellschaft seiner Frau. Des folgenden Morgens war ihre Abreise gewiß. Lauretta, gegen ihre sonstige Gewohnheit, war still und oft in tiefes Nachdenken versunken; selbst ihr Anzug war nachlässiger, als gewöhnlich, ihre Wangen blaß. Als Allwine an ein entferntes Fenster trat, um einen Rosenstock zu besehen, kispelte leise und mit bebender Stimme Lauretta dem Grafen zu: „Camillo, ich habe Ihnen noch vor Ihrer Abreise etwas zu sagen, und erwarte Sie heute Abends um 6 Uhr. Werden Sie kommen?“ Erstaunt sah Camillo sie an, als wollte er in ihren Augen lesen, ob er auch recht verstanden; eine Thräne stahl sich ihr unter den langen seidnen Wimpern hervor; in einem wahren Wonnetaumel küßte er ihre Hand. Allwine näherte sich, um Abschied zu nehmen. Voll Unruhe verlebte Camillo diesen Tag. Was war es, was er zu hören hatte? wie ganz anders war heute die Gräfinn! sollte sie von der Ausdauer, der Heftigkeit seiner Gefühle endlich erweicht, nun andere Gesinnungen gegen ihn hegen? So quälte er sich mit Vermuthungen. Endlich schlug es Sechs. Camillo eilte nach der Gräfinn Wohnung. „Sie wäre krank,“ hieß es, „doch hätte sie befohlen, ihn zu melden.“ Auf einem Ruhebette liegend, empfing sie ihn, sie war blasser, als am Morgen. „Ich habe,“ redete ihn die Gräfinn, nachdem er neben ihr Platz genommen hatte, an, „ich habe noch einen Wunsch, eine Bitte Ihnen auf den Weg zu geben. Sie reisen durch W., dort wohnt die Baroness Lieden, meine beste Freundin, ihr bringen Sie diesen Brief.“ Hier reichte sie ihm ein versiegeltes Schreiben und sprach mit von Wehmuth unterdrückter Stimme: „Nun schenken Sie mir wohl noch ein halbes Stündchen? wer weiß, ob wir uns jemahls wiedersehen, denn des Menschen Wille ist eitel; wie oft trennt man sich scheinbar nur auf wenig Monden, und das Schicksal tritt dazwischen.“ — Ihre Stimme ward immer weicher, immer zitternder. Camillo, seines Gefühls nicht mehr mächtig, stürzte zu ihren Füßen, preßte ihre Hand an seine Lippen und indem, er sie mit brennend heißen Küßen deckte, rief er voll Feuer aus: „Laurette! Engel, den ich anbethe! warum lassen Sie mich von sich, sprechen Sie ein Wort und ich bleibe, o! wie gerne bleibe ich.“ „Nein! nein! um Gotteswillen nicht! Was würde Ihre Gemahlinn, was die Welt dazu sagen?“ fiel ihm die Gräfinn ins Wort. „Was soll,“ setzte sie mit bebender Stimme hinzu, „endlich auch daraus werden? Sie sind Gatte!“ — „O! daß ich es bin!“ seufzte Camillo. „Sie lieben also Allwine nicht? — Ich glaubte sie zu lieben, doch jetzt erst empfinde ich, wie wahre Liebe beglückt.“ Bey diesen Worten umschloß er die Gräfinn voll Leidenschaft, sie drückte einen brennend heißen Kuß auf seine Lippen, und zog rasch die Klingel. Camillo wollte es verhindern, doch sie wehrte ihn sanft von sich ab, und dem eben eintretenden Mädchen nicht hörbar, flüsterte sie ihm leise zu, „Sie sind Gatte, vergessen Sie das nicht, so wie ich eine Leidenschaft zu unterdrücken mich be-

mühen muß die,“ — hier brach die Gräfinn schnell ab und gab ihrem Mädchen einen Auftrag, der sie im Zimmer festhielt. Camillo mußte sich entfernen, aber mit welchen Gefühlen? Laurette liebte ihn! Gestand sie es nicht selbst? Nur seine Gattinn stand ihm im Wege, wäre sie nicht, so wäre er der glücklichste Sterbliche. Allwine wurde jetzt als die Störerin seines Glücks angesehen, die er einst, noch vor wenig Monden, so heiß, so innig liebte; Das Herz voll Bitterkeit gegen sein armes Weib, trat er in seine Wohnung. Das liebevolle Entgegenkommen seiner Gattinn war ihm nun mehr als je zuwider; sie fühlte das und zog sich scheu und furchtsam zurück, nicht begreifend, was ihn, den Heißgeliebten, so sehr verstimmen konnte. Einsylbig und von beyden Seiten in steter Spannung, legten sie die Reise zurück und langten auf dem Schlosse der Frau von Waldburg an. Hier, am Herzen ihrer mütterlichen Pflegerinn, weinte Allwine ihren Kummer aus; ihr gestand sie, wie sie seit lange schon sich unbeschreiblich elend fühle, doch heiß, wie in den ersten Tagen ihrer Ehe, den Undankbaren liebe, dem sie einst alles war. Frau von Waldburg, eine Frau von Welt, errieth bald die Ursache von Camillo's Kälte, da sie aber gewahrte, daß Allwine keinen Argwohn hatte, sondern bloß der Meinung war, sie mit ihrem einfach schlichten Sinn, könnte für die Länge Camillo's hohem, regen Geist nicht genügen, und bloß deshalb vernachlässige er sie so sehr: so hütete sie sich wohl, die Ämste aufzuklären und sie noch unglücklicher zu machen, sondern suchte sie so viel wie möglich zu beruhigen, und ermahnte sie hauptsächlich, nicht nachzulassen in ihrem Bestreben, sich ihrem Gatten stets gefällig zu zeigen, heiter zu seyn, und ihn durch trübe Blicke nicht noch mehr von sich zu scheuchen. „Glaube mir, Allwine“ — so schloß die würdige Frau — „selten vermag ein Mann, dessen Herz nicht böse ist, einem Weichmen, wie ich es dir angerathen, in der Länge zu widerstehen. Camillo wird seinen Fehler einsehen und dir derselbe werden, der er früher war. Es ward Allwine nicht schwer, den Rath ihrer Pflegemutter zu befolgen, denn mit Innigkeit liebte sie den Gatten und flehte täglich Gott auf den Knien an, daß er das ehemahlige, ihr so liebe Verhältniß wieder herstellen möge Drey Wochen, die Camillo Jahre dünkten, waren in steter Sehnsucht nach der zurückgelassenen Geliebten mit ihrem Schneefengang dahin geschlichen, und längst wäre er zurück gekehrt, hätte er nicht gefürchtet, Frau von Waldburg so sehr zu reizen, daß sie ihn zur Rede über sein Betragen stellte, was er vermeiden wollte. Eines Tages aber kam ein Briefchen vom Fürsten, den Camillo kaum gelesen, als er erklärte, er müsse augenblicklich nach der Hauptstadt abreisen und zwar in solcher Eile, daß es ihm unmöglich sey, Allwine mitzunehmen; auch hoffe er, sobald er seine Geschäfte geendet, noch ein Paar Wochen auf dem Landgut der Frau von Waldburg zu verleben; Allwine möge ihn daher nur dort erwarten. Die Art, wie er diese Erklärung von sich gab, überzeugte seine Frau, daß er keinen Widerspruch erwarte, sie fügte sich demnach, obschon mit schwerem Herzen, in den Willen ihres Mannes.

(Die Fortsetzung folgt.)

(Schluß.)

Dresden.

Bei unserm deutschen Theater bemerken wir als ganz neu eine Posse: „Pommes rische Intriguen, oder: das Stelldichein,“ von Lebrün. Die Meinungen darüber sind sehr getheilt und müssen es natürlich seyn bey einem Lustspiel, welches die Thorheiten unserer neuesten Zeit so kräftig geißelt. Wahrhaft belustigend ist es, wie hier das süßliche Reimspiel mancher übertriebenen Romantiker in der nervenschwachen überspannten Isidore verisifflirt wird, im Kontrast mit dem kräftigen Wilhelm, der, indem er ganz unverdorbnen Sohn der Natur ist, doch so manche Stelle aus unseren klassischen Dichtungen im Kopf und Herzen trägt. Der gemüthliche alte Landedelsmann, welcher mit so gutherziger Schlaueit seinen vernünftigen Willen durchzusetzen weiß, trotz der ewigen Widersprüche seiner herrschsüchtigen Frau, durch den kleinen Kunstgriff, daß er allemahl das Gegentheil von dem, was er wirklich will, zu wollen vorgibt, und sich dann nur als guter Ehemann der Oppositionsparthey seiner Frau ergibt, ist ein trefflich gezeichneter Charakter; eben so ist der alte kriegerisch gesinnte preussische Wachtmeister, der gegen seinen Willen sich in einen Schulmeister umformen soll, recht frisch aus dem Leben gegriffen. Das berlinische Kammermädchen, welche ganz im Dialekt, den diese Klasse in Berlin zu haben pflegt, sprach, belustigte ungemein. Es ist eine Quelle des Komischen, die Provinzaldialekte zu benutzen, aus welcher unsere deutsche Bühne bisher wirklich zu selten schöpfte; dieß muß eigentlich der harmlosesten Laune erlaubt seyn, und es ist sogar ein guter Wink für die gebildeten Bewohner einer jeden Stadt, über ihre Aussprache sorgfamer zu wachen, als es leider gewöhnlich geschieht. Wie schön klingt unsere Muttersprache, wenn sie rein ausgesprochen wird, wie wenige Städte dürfen sich aber, ungeachtet aller Deutschthümlichkeit unserer Zeit, dieses wahren Vorzuges rühmen? Wir müssen es gestehen, daß man über eine echt Dresdnerische Aussprache mit eben so vollem Rechte lachen könnte, wie wir über diese Berlinische lachen! — Doch zurück von dieser unerfreulichen Betrachtung zu unserm Lustspiel. Ist auch in diesem manches übertrieben, manches zu possenhaft, so dürfen wir nicht vergessen, daß eine Göttrische Karikaturzeichnung ihren Kunstwerth behält, wenn sie auch mit grellen Farben gemahlt ist; so etwas darf nicht einmahl zu sanft verschmolzen seyn, wenn es Wirkung thun soll. Ausgeführt wurde dieß Stück sehr brav, alles war richtig verstanden und lebendig dargestellt.

Unsere Quartetts-Akademien haben nun wieder angefangen. Unser Kammermusikus P e s c h e zeichnete sich in der ersten durch sein treffliches Violinspiel sehr aus. Mit einer ganz eigenthümlichen Gluth des Vortrages und pikanten Grazie behandelt dieser Künstler sein Instrument; seine Fertigkeit ist außerordentlich, sein Spiel kühn und phantastisch, sein Ton ist dabey zart und rein und hat an Schönheit noch von Jahr zu Jahr gewonnen. Seine Kompositionen haben denselben originellen Reiz, der seinen Vortrag auszeichnet. Ein sehr talentvoller junger Violoncellspieler aus der königl. Kapelle, Kammermusikus K u m m e r, tritt jetzt eine Kunstreise nach Italien an, um seine Bildung als Virtuoso und Komponist zu vollenden. Möge ihm überall die freundliche Aufnahme geschenkt werden, die sein herrliches Talent verdient.

Unser Dresden verschönert sich jetzt immer noch durch die Abtragung der alten Thore und Wälle. Die Anlagen bey Neustadt sowohl als die Anpflanzungen, welche die schöne Brühlische Terrasse mit der Pirnaischen Vorstadt verbinden, die Anlegung eines botanischen Gartens daselbst und die freundlichen Pflanzungen vor dem Zwingerthor, sind wahre Zierden unserer lieblichen Stadt. Den Freunden des Alterthümlichen mußte freylich die seit kurzem erfolgte Abtragung des Pirnaischen Thores sehr schmerzlich seyn, da dieß ein wahrhaft ehrwürdiges Denkmahl früherer Zeiten war und mit seiner felsfesten Wölbung und seinem zierlich ausgehauenen ritterlichen Helm- und Wapenschmuck einen bestimmten Zug von Dresdens Physiognomie bildete. Noch schmerzlicher war es für Naturfreunde, daß die Ecke des schönen Zwingerwalles, welche nach der Elbe zu den herrlichsten Überblick der ganzen Gegend gewährte, auch niedergedrückt wurde. Möge nur der Rest dieses Walles mit seinen schönen hohen Lindenalleen uns noch bleiben,

da er zumahl so ganz harmlos und unkriegerrisch ist! Das Neue kann gut, nützlich und heiter seyn, aber die Würde und stille, ernste Größe des Alten verdienen Liebe und Schonung, so viel nur immer möglich ist.

Zu den vielen in literarischer Hinsicht ausgezeichneten Personen, welche wir mit Freuden zu Dresdens Mitbewohnern zählen, sind jetzt noch zwey sehr achtungswerthe und interessante Schriftstellerinnen gekommen: die geist- und gemüthvolle Fanny Farnow, deren Briete über Petersburg einen eben so geübten klaren Scharfblick, als zartweibliches Gefühl verrathen, und Fräulein Nina d'Ubigny von Engelbronn, welche erst seit anderthalb Jahren nach einem vieljährigen Aufenthalt in Ostindien nach Europa zurückkehrte und bey ihrer Kenntniß der orientalischen Sprachen und ihren vielen Reisen in das Innere von Bengalen uns Mittheilungen hoffen läßt, wie sie nicht leicht eine andere Europäerin zu geben im Stande wäre. Wir hoffen, daß beyde sich ganz bey uns ansiedeln werden.

Schauspiel.

Die Mehger ist im Schauspielhause an der Wien als Prinzessin von Navarra in Boildieu's „Johann von Paris“ am 11. d. aufgetreten.

In dieser Rolle hat unser Gast eine glänzende Kunstfertigkeit im Gesange, Feinheit und Umsicht im Spiele entfaltet. Die Prinzessin ist ihrer Individualität angemessener, als Myrrha, obgleich ihre vorzüglichste Leistung die Müllerin ist und bleiben wird. Die Mehger ist eine gemüthliche Sängerin, deren Töne das Herz sicher treffen, daher sagen ihr innige, tief gefühlte Melodien am meisten zu, daher war ihr Kulminationspunkt im Johann von Paris, der Troubadour, den sie mit einer ihrer und ihres Meisters würdigen Einfachheit sang und durch kleine Nötchen und Manieren so geschmackvoll verzierete, daß diese Strophe dem Kunstfreunde ein hoher Genuß wurde. Sie mußte sie wiederholen und trug den innigen Dank aller Herzen davon. Der großen Masse der Zuhörer mögen die eingelegten Variationen, die wir schon früher in einem Konzerte von ihr gehört, besser behagt haben; sie wurden auch mit außerordentlicher Kunst und Kraft vorgetragen; doch sollten billig hier, ist das Vorhandene zur Auszeichnung nicht genügend und muß etwas eingelegt seyn, was wir bezweifeln, der Ort und die Umgebung in reife Erwägung gezogen werden, damit man nicht Unpassendes in ein gutes Tonwerk fücke. Nun aber erscheinen uns die oberwähnten Veränderungen gegen Boildieu's frische Lebendigkeit fade und einer andern Tonwelt gehörig, so daß wir die Umsicht der Künstlerin nicht loben können und sie beschuldigen müssen, zum immer näher rückenden Verfall der Tonkunst auch ihr Scherflein beygetragen zu haben. Wir hassen die Vergleichen, hier sey es uns aber erlaubt zu bemerken, daß Hr. Wild und Die Mehger, unsere lieben Gäste, beyde mit herrlichen Stimmen ausgerüstet, in Kunst und Manier vortreflich, doch ganz verschieden auf die Geschmacksrichtung des Publikums wirken und sich auch ein ganz verschiedenes Loos bereiten. Hr. Wild führte, gehörig unterstützt, ein goldenes Zeitalter für die Tonkunst wieder herbey, denn er wendet seine große Fertigkeit nur selten an, begnügt sich die schwierigste Aufgabe zu lösen, nämlich wahrhaft deklamatorisch den Sinn des Komponisten wieder zu geben, und wo er verzieret, da hat der gute Geschmack seinen Stempel hingedrückt, weßwegen auch ein Paar Nötchen, die er hinzufügt, das frohe Bravo der tief gefühlten Bewunderung erregen. Diese Art des Gesanges wird ewig bleiben, sollte auch Hr. Wild die höheren Chorden seiner Stimme verlieren und Paritonparthien in der Folge übernehmen, er bleibt, was er war, groß und edel. Mit dem Bravourgesange hat es ein anderes Bewandniß; da er in sich selbst die Gewährleistung seiner Trefflichkeit nicht trägt und, wandelbar wie die Mode, vom Gefallen oder der Mißbilligung des stets launischen Publikums abhängt, so sieht sich der Künstler immer gezwungen, sich selbst zu überbiethen, weil der Zuhörer immer Neues, immer Gesteigertes verlangt; endlich tritt bey dem Publikum Sättigung, bey dem Künstler Erschöpfung ein, und man hat sich ohne Lohn dem Bösen übergeben. Es ist in der Kunst

wie in der Moral, die rechte Bahn, die Ehrlichkeit währt am längsten. Die Anwendung der Prinzipien ist leicht zu machen. Wir kehren zurück. Ullr. Meßger, welche bey ihrer ersten Arie manche Beweise der Kunst erhalten, konnte im letzten Duette, des Vorhergegangenen wegen, keinen Beyfall erringen, obwohl sie es recht brav gesungen, und mußte sich aus diesem Umstande selbst die Lehre ziehen, daß es gefährlich sey, zu gewürzte Speisen aufzutischen; die Kunst so wie die Künstler verlieren dabey. Am Ende rief man sie einstimmig hervor, welche Ehre auch Hrn. Jäger, der den Lobann von Paris gegeben, widerfuhr. Hr. Jäger lieferte, wenn man seine Kräfte in Erwägung zieht, eine sehr gelungene Darstellung; er bewegte sich mit ziemlicher Freiheit und sang brav, so, daß er seine etwas zu verzierte Strophe des Troubadours wiederholten mußte. Wir hätten zwar mehreres zu bemerken, bitten ihn aber nur, den Schluß seiner Arie mit Chor: „macht euch bequem,“ nicht dem Publikum, sondern seinem Gefolge vorzusingen und die Worte: „Weil ich Herr vom Hause bin,“ nie erzürnt, sondern immer mit scherzhafter Entschlossenheit auszusprechen. Die übrigen Personen ließen uns den Genuß, den die zwey erstern verschafften, ziemlich theuer erkauften. Hr. Spitzeder, Gastwirth, machte viele lange und langweilige Späße; der Page und der Seneschall waren unter der Mittelmäßigkeit. Die Dekoration des ersten Aufzuges passte keinesweges; wie kommt die Wapenhalle in ein armseliges Gasthaus! wie soll man im zweyten Aufzuge den Pallast deuten, der im Hintergrunde erscheint?

Große musikalische Akademie,

zum

Vortheile des Pensions-Institutes der Witwen und Waisen der Tonkünstler.

Die Gesellschaft der Tonkünstler hat die Ehre, einen hohen Adel und das verehrungswürdige Publikum zur musikalischen Akademie im Hoftheater nächst der k. k. Burg am 22. und 23. December geziemend einzuladen. An beyden Tagen wird das Oratorium:

S a m s o n,

aus dem Englischen des Milton zu Händel's Musik frey übersetzt, und in dieser die Instrumental-Begleitung vermehrt von J. F. von Mosel, aufgeführt werden. Nach dem dieses Werk, eines der größten und gehaltvollsten des unsterblichen Tonsetzers, hier wenig bekannt ist, und im Laufe des verstorbenen Jahres in mehreren Städten Deutschlands, nahmentlich in Berlin, zu wiederholten Malen den lebhaftesten Enthusiasmus erregt hat *), schmeichelt sich die Gesellschaft, ihren Gönnern und sämtlichen Kunstfreunden damit einen anziehenden Genuß bereitet zu haben, welche Absicht die Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates durch wohlwollende Mittheilung dieses Oratoriums gefälligst befördern half.

*) Ein Beweis hievon ist, daß die Kunst- und Musikalienhandlung des Hrn. P. Mescherti allhier in dem Zeitraume von anderthalb Jahren über vierhundert Exemplare des Klavier-Auszuges dieses Oratoriums nach Deutschland versenden mußte, und die Bestellungen noch immer formwähren.

Modenbild Nr. II.

Überrock von Serpentine mit Atlas und Redingote de Serpentine, ornée de gelockten Gazebändern geschmückt. Die Halbe satie et rubans de Gaze bouclée. Fraises ist von Glanzdünnstuch mit Seide geschlungen de Gaze brillante festonnée en soie. Der Hut von Atlas und gelocktem Chapeau de Satin et Peluche bouclée. Plüsch.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Druckt bey Anton Strauß.



A. S. del.

F. G. sculpsit.

II.

Wiener Moden.

153.
1820.

